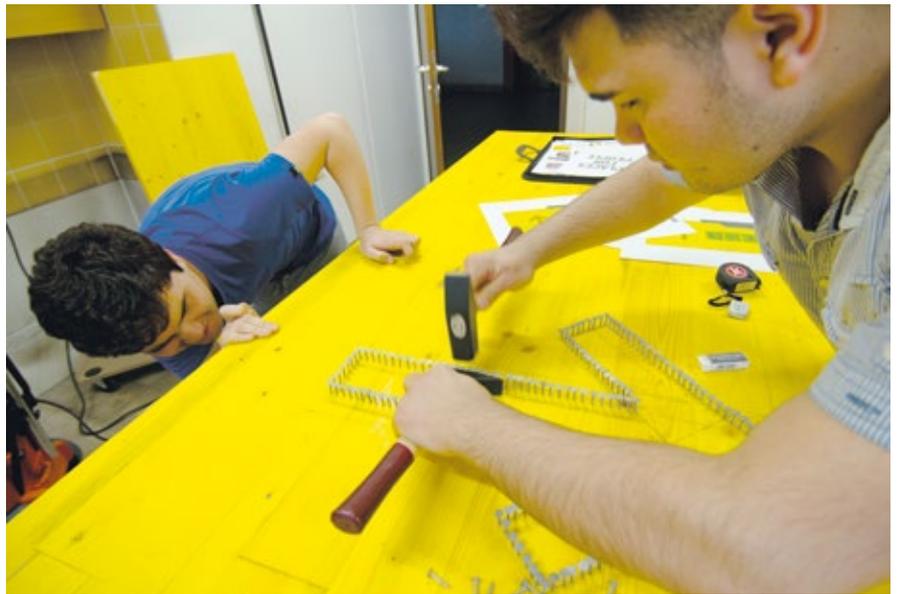


ERSTE ORIENTIERUNGSHILFE

Um die Orientierung und die Kommunikation in temporären Quartieren zu verbessern, hat der österreichische Grafikdesigner Erwin K. Bauer ein spezielles visuelles Leitsystem entwickelt, das – in modifizierter Form – auch bei Projekten von „Orte für Menschen“ zum Einsatz kommt. Ein Gespräch mit dem Initiator des „First Aid Kit“ über „Inclusive Design“, die Aktualität von Wiener VordenkerInnen wie Otto Neurath und Victor Papanek und die zukünftige Rolle von DesignerInnen als „Social Entrepreneurs“.



Ausbaustufe des First Aid Kit: Flüchtlinge bei der Gestaltung des Leitsystems für das Haus Erdberg in Zusammenarbeit mit dem grafischen Büro - Roman Breier, Günter Eder, Marcel Neundörfer

Christian Muhr (CM) im Gespräch mit Erwin K. Bauer (EB)

Photos: buero bauer

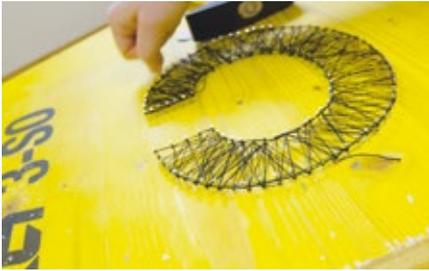


Erwin Bauer CEO of Design Studio buero bauer

Sprachbarrieren und Verständnisschwierigkeiten sorgen für Verunsicherung, sowohl aufseiten der nach Europa geflüchteten Menschen als auch bei den betreuenden Personen und Institutionen. Besonders deutlich wird dies in den kurzfristig eingerichteten Notunterkünften. Die wichtigsten Informationen zur Orientierung im Gebäude, zu den einzelnen Hilfsangeboten, aber auch zu Rechten und Pflichten werden oft nur handschriftlich und auf einfachen Zetteln festgehalten, die an Wänden und Türen angebracht werden. Nur selten ist die Information auf diesen behelfsmäßigen Beschilderungen in all jenen Sprachen zu lesen, die in den Herkunftsländern der BewohnerInnen gesprochen werden. Ursprünglich nur für den temporären Einsatz gedacht, bleiben die improvisierten, rudimentären Orientierungshilfen oft längerfristig in Gebrauch und kollidieren dabei mit den weiterhin bestehenden visuellen Leitsystemen, die für ganz andere Zwecke ausgelegt waren. Die betreuenden Personen können dieses Informationsdefizit durch persönliche Auskünfte nur begrenzt ausgleichen, was wiederum wertvolle Zeit kostet.

Mit der von ihm gegründeten „Gesellschaft für Orientierung und Identität“ hat sich der Grafikdesigner Erwin K. Bauer auf das Gebiet der visuellen Kommunikation spezialisiert, das enorme soziale Relevanz aufweist. Zugleich knüpft er mit seinen Arbeiten an die Pionierleistungen

des österreichischen Philosophen, Ökonomen, Sozialpolitikers und PropONENTEN der Siedlerbewegung Otto Neurath an, der in den 1930er-Jahren mit einem kleinen Team bildbasierte Visualisierungssysteme und Piktogramme zur Wissensvermittlung entwickelte, um auf diese Weise den Informationsstand und letztlich die Lebensverhältnisse der Menschen zu verbessern.



Ausbaustufe des First Aid Kit: Flüchtlinge bei der Adaptierung des Leitsystems für Haus Erdberg

Das, was wir als DesignerInnen machen, ist im Grunde immer politisch.

CM: Das „First Aid Kit“ ist eine Eigeninitiative. Könntest du beschreiben, wofür „First Aid Kit“ steht, wie es konzipiert ist und wie das bisherige Feedback dazu aussieht?

EB: Das, was wir als DesignerInnen machen, ist im Grunde immer politisch. Wir können Ereignisse begleiten, einfach nur mitlaufen oder verweigern. Besser ist es aber, zu antizipieren, die Geschehnisse zu kommentieren oder über unsere Arbeit, die Gestaltung von Kommunikation, zu reagieren. Es ist so, wie Paul Watzlawick gesagt hat: „Man kann nicht nicht kommunizieren.“ Auslöser unserer Initiative waren die Flüchtenden, die im Herbst 2015 in immer größerer Zahl zu uns kamen. Im Team fragten wir uns, was wir als GestalterInnen konkret zur Verbesserung der aktuellen Situation beitragen können. Auf unserer Liste von Möglichkeiten befanden sich u. a. das „First Aid Kit“ sowie eine Informationsdesign-Kampagne über die Motive von Flüchtenden, also warum sie überhaupt in welches Land kommen. Aufgrund der enormen Dynamik konnten wir die entscheidenden Daten für das Informationsdesign-Projekt jedoch nicht ermitteln und gaben es auf. Aus der Liste griffen wir dann das heraus, was rasch umgesetzt werden konnte und effektive Hilfe bietet. Das war das „First Aid Kit“.

CM: Was kann das „First Aid Kit“?

EB: Den Menschen, die in die Erstunterkünfte kommen, fehlen meist wichtige Informationen. Sie wissen oft nicht, wo sie sich befinden, ob sie in Sicherheit sind oder wie weit es bis zum nächsten Bahnhof ist. In Gesprächen mit den HelferInnen vor Ort haben wir herausgefunden, welcher konkrete Bedarf existiert und wo die Knackpunkte liegen. Unserer Einschätzung nach lag die Lösung in einem temporären Informationssystem, das von den Helfenden einfach auszudrucken, zu applizieren und zu verwalten ist. Es sollte total niederschwellig sein, auch im Sinne der Formgebung: robust, aber nicht komplett durchgearbeitet. Generell tendieren DesignerInnen dazu, die Form zu kontrollieren. Wir hingegen haben das lockerer gesehen, einen Teil des formalen Gestaltens offengelassen. Wichtiger war zunächst, die Information auf das Wesentliche zu beschränken, also am Inhalt und seiner Struktur zu arbeiten. Man muss auch berücksichtigen, dass in den Unterkünften viele Freiwillige helfen, die oft wechseln. Sie engagieren sich aus freien Stücken und wollen nicht nach der Anleitung von DesignerInnen handeln. Das würde sofort scheitern. Deshalb ist unser Infokit ein Werkzeug, das unkompliziert ist und Arbeit abnimmt. Aus diesem Grund wurde es auch sofort und sehr gut angenommen.

CM: In welchem Zeitraum ist das alles passiert?

EB: Wir haben im Oktober 2015 begonnen und es in zweieinhalb Wochen sprichwörtlich hinausgeschossen. Nachdem wir uns auch intensiv mit der Art und der Bildaussage der Einzelelemente beschäftigt hatten, war es für mein Team doch eine Überraschung, als ich sagte: „So, jetzt hängen wir das auf!“ Im klassischen gestalterischen Sinn waren wir eigentlich noch gar nicht fertig, aber ich wollte die ersten Elemente unbedingt testen, um etwas über die Reaktionen der UserInnen zu erfahren. Mithilfe der DolmetscherInnen verteilten wir in den Unterkünften ergänzende Fragebögen zum Verständnis und zur Vollständigkeit und erhielten dadurch umgehend Feedback, sodass wir das System schnell verbessern konnten.

CM: Das war für die Immobilie in der Vorderen Zollamtsstraße?

EB: Genau. Die Tests an diesem ersten Standort waren rasch



Haartracht oder Kopftuch?
Pictogramm mit Darstellung einer Frau
aus dem First Aid Kit

Der Prozess der Identifikation mit dem Ort und der Aneignung durch das eigenständige Arbeiten der Geflüchteten ist hier viel entscheidender als die Kontrolle über das Design.

und unkompliziert möglich, weil das Rote Kreuz dafür sehr offen war. Wir waren anfangs täglich vor Ort, und die Helfenden sagten uns, was gut und was weniger gut funktioniert bzw. was fehlt.

CM: Was musstet ihr korrigieren?

EB: Nach der Analyse der Abläufe bildeten wir drei Kategorien von Informationen: Angebote, Gebote und Verbote. Dazu gehörten z. B. Hinweise für die Benutzung von Sitztoiletten für Menschen aus einem anderen kulturellen Kontext. Wir mussten über Piktogramme erklären, dass man nichts ins WC wirft oder nicht in die Dusche macht, weil dadurch der Abfluss verstopft wird. Durch diese Gebote spürten die Helfenden eine deutliche Entlastung. Wir mussten auch Mythen abbauen, die von den Flüchtenden oder den HelferInnen generiert wurden – etwa dass man auf keinen Fall das Wasser trinken soll, was in Wien ein Unsinn ist. Für solche Zwecke entwickelten wir Zeichen und Symbole.

CM: Muss man in der Gestaltung neue Wege gehen, um Menschen aus anderen Kulturkreisen zu erreichen?

EB: Ja, das ist ein guter Punkt. Besonders wichtig war uns, vom kulturellen Kontext derer auszugehen, die neu zu uns kommen, und nicht bloß von unserem eigenen. Diesen Blickwinkel einzunehmen bringt neue Lösungen. Es geht dabei stark um Identität. Daher zeigt unser Zeichen für „Frau“ eine Figur, die man auf zwei Arten lesen kann: mit Kopftuch oder mit langem Haar. Wir stellten fest, dass in diese ungemütlichen temporären Räume nur dann eine gewisse Häuslichkeit einziehen kann, wenn man dabei auch die Informationsebene unterstützt. Daher haben unsere Zeichen keinen technischen Charakter, sondern einen menschlichen Touch. Die leicht abgerundeten Ecken machen sie weicher. Normalerweise sind standardisierte Icons in Silhouettenform gestaltet, damit sie aus der Ferne besser zu erkennen sind. Wir haben ein wenig auf die bessere Lesbarkeit verzichtet und dem Mann einen Pullover und Hose und der Frau ein Kleid angezogen. Dadurch werden die Zeichen wesentlich konkreter, sind aber immer noch gut lesbar.

Verknüpfungen mit Informationen im digitalen oder im öffentlichen Raum waren enorm wichtig. Essenziell sind Abreiseadressen in verschiedenen Sprachen: Wo bin ich? Wohin muss ich? Wo ist der Bahnhof? Wir haben auch eine große Landkarte im Foyer aufgehängt, die die Lage des konkreten Standorts zeigt. Im vergangenen Herbst kamen viele über Ungarn zu uns. Sie wurden dort in einen Bus gesetzt, über die Grenze gefahren und landeten plötzlich mitten in Wien, ohne zu wissen, wo sie waren. Allein die richtige und klare Information zur aktuellen Lage gibt den Flüchtenden Sicherheit und Ruhe.

CM: Das „First Aid Kit“ ist eine offene Toolbox. Auf neue Bedürfnisse kannst du reagieren, indem du überlegst, was das geeignete Piktogramm dafür ist. Das Zollamtsgebäude ist recht groß. Wie viele Zeichen sind dort in Gebrauch?

EB: Im Zollamtsgebäude gibt es achthundert Plätze für Flüchtlinge. Die Zeichensetzung ist natürlich dort am stärksten, wo die meistfrequentierten Bereiche liegen, also bei der Erstankunft und der ärztlichen Versorgung. Gerade in Spitzenzeiten gibt es aber zu wenige DolmetscherInnen. Aus dieser Beobachtung hat sich eine erste Erweiterung unseres Systems ergeben. Zur Unterstützung der Erstuntersuchung durch ÄrztInnen erstellten wir Zeichen für die wichtigsten Indikationen bei Krankheit, denn eine echte Diagnose ohne Dialog klappt natürlich nicht. Mit unseren Zeichen können PatientInnen schon mal signalisieren: Mir ist heiß oder kalt, ich bin schwanger, mir ist schwindlig. Um die wichtigsten Beschwerden richtig wiedergeben zu können, haben wir direkt mit ÄrztInnen zusammengearbeitet.

CM: Macht ihr all das ohne finanzielle Abgeltung?

EB: Das Toolkit ist unter einer Creative-Commons-Lizenz kostenlos einsetzbar, solange es nichtkommerzielle Projekte sind, was auf so gut wie alle Projekte zutrifft, die unser Kit verwenden. Man kann das System auf unserer Website gratis downloaden. Beginnt aber jemand Geld damit zu verdienen, wird eine Nutzungsgebühr fällig, vergleichbar mit einer Lizenz für eine Schriftart. Die Kosten hängen dann vom Projektumfang ab.



Independence from stigmatisation, WU Campus

CM: Wie intensiv wird das Toolkit genutzt?

EB: Es hat sich bereits über ganz Europa verbreitet. In Berlin wird es in der größten Flüchtlingsunterkunft, dem LAGeSo (Landesamt für Gesundheit und Soziales), eingesetzt. Sie ist wesentlich größer als alles, was es in Österreich gibt. Die Berliner DesignerInnen haben uns netterweise angerufen und informiert, dass sie das System verwenden und sogar ergänzt haben. Es wird also nicht immer von uns erweitert, sondern auch von der Design-Community. Das finde ich eine schöne Sache. Wie die Ergänzungen dann in unser System zurückfließen und wer dann die UrheberInnen sind, wird noch diskutiert. Mit den Berliner DesignerInnen haben wir schon eine direkte Kooperation am Laufen.

CM: Was haben sie verändert?

EB: Sie haben Dinge ergänzt, die dort speziell notwendig sind, z. B. Nummerierungssysteme und Zeichen für Zelte oder Hinweise zur Videoüberwachung. Nach einer Entführung von zwei Kindern wird das ganze Areal zur Sicherheit der Flüchtenden überwacht. Das muss man natürlich sichtbar machen: „Achtung, hier gibt es Videoüberwachung durch Kameras.“

CM: Bei „Orte für Menschen“ wird das Toolkit auch eingesetzt.

EB: Unser „First Aid Kit“ war ursprünglich nur für Erstunterkünfte gedacht. Bei den Biennale-Projekten ergeben sich aus der Veränderung von einer kurzfristigen Erstunterkunft zu einem mittelfristigen Aufenthaltsort andere Anforderungen. Zentral ist der Faktor Arbeit, denn die Leute in den Unterkünften dürfen keiner Beschäftigung nachgehen. Da ist natürlich die Langeweile eine der größten Herausforderungen. Der Ansatz der Designergruppe EOOS, dem Nichtstun entgegenzuwirken, besteht vor allem darin, die KlientInnen in eine Art Gemeinwohlökonomie einzubinden und sie an der Erhaltung des Hauses teilhaben zu lassen, etwa durch Putz- oder Kochdienste. In diesem Sinne wollen wir dort unser Informationssystem nicht einfach von außen applizieren, sondern die KlientInnen in die Produktion und die Montage einbinden, etwa bei der Kennzeichnung verschiedener Bereiche, die sich die BewohnerInnen damit auch aneignen. Da wird dann geschnitten, geschraubt, gemalt und montiert. Auch hier geben wir einen Teil der Formgebung ab. Der Prozess der Identifikation mit dem Ort und der Aneignung durch das eigenständige Arbeiten der Geflüchteten ist hier viel entscheidender als die Kontrolle über das Design. Wir geben lediglich den Rahmen vor und moderieren den Prozess, um ein wirkungsvolles Ergebnis für alle zu bekommen.

CM: Die Informationsquelle Nummer eins ist das Mobiltelefon. Gäbe es auch eine Möglichkeit das Tool als App zu gestalten?

EB: Projekte in diese Richtung gibt es schon, etwa den digitalen Guide „Welcome App Germany“. Durch die europaweite Verbreitung unseres Tools über soziale Medien gibt es permanent Kooperationsangebote. Vor allem sind es Anfragen, unsere Icons einzusetzen und Informationen auszutauschen. Eine Kooperation, die in diese Richtung geht, startet derzeit in Wien. Markus Riedler, ein Absolvent der Grafik-Design-Klasse an der Universität für angewandte Kunst, arbeitet zusammen mit NGOs und aktiven Leuten der Zivilgesellschaft am Projekt „new here“. Es handelt sich

Die Darstellung des/der RollstuhlfahrerIn in der aktuellen Ö-Norm ist stigmatisierend. Die Person wirkt gefesselt, völlig unselbstständig und kann nicht aus eigenem Antrieb agieren.

Manche Design-erInnen sind so sehr in die Form verliebt, dass sie vergessen, sich in das Gegenüber hineinzuversetzen.

um eine kartenbasierte digitale Plattform zur Orientierung und Integration in den Alltag in Wien. Da ist unsere Expertise in Kartografie und in der Zeichensetzung in der Karte gefragt. So fließen die besten Elemente des „First Aid Kit“ in andere Initiativen ein. Mich freut es immer besonders, wenn diese positiven Signale aus der Zivilgesellschaft kommen.

CM: Kommen wir von diesem speziellen Tool zum Thema Orientierungssysteme. Du hast mit deinem Team zwei Projekte für die Caritas durchgeführt. Das eine ist im Bereich „Social Business“ in der Ankerbrotfabrik angesiedelt, wo die „magdas KANTINE“ zu Hause ist. Das andere ist eine konkrete Anlaufstelle für Obdachlose am Hauptbahnhof. Du hast außerdem noch ein barrierefreies Leitsystem für den WU-Campus entwickelt. Kannst du etwas über Ähnlichkeiten und Unterschiede der Konzepte erzählen?

EB: Unsere Gestaltung folgt den Prinzipien „Design for all“ und „Inclusive Design“. Im Mittelpunkt steht die Frage, wer welche Information oder welche Unterstützung braucht – unabhängig davon, ob es Flüchtende, Menschen, die aus unserer Gesellschaft herausfallen und sozial am Rand stehen, oder auch Personen mit Einschränkungen sind. Funktional kann das durch das Zwei-Sinne-Prinzip gelöst werden: Fällt ein Sinn aus, wie etwa das Sehen bei Blinden, wird die nötige Information taktil und/oder akustisch angeboten. Uns interessiert die Frage, wie man über Information Fairness kultivieren kann. Der WU-Campus sollte dafür bekannt werden, dass er für alle Menschen funktioniert, unabhängig von ihrer Einschränkung. Dort kann man etwa jede Vorlesung mit dem Rollstuhl erreichen, weil man das rechtzeitig in der Planung berücksichtigt hat. Es gibt kurze Wege, alles ist taktil für blinde Menschen ausgestattet.

Sucht man nach gesetzlichen Grundlagen der Gleichstellung, im Speziellen zur barrierefreien Orientierung, stößt man auf die OIB-Richtlinien und deren Normen. Diese sind aber vielfach aus der Perspektive von TechnikerInnen gedacht. Geregelt sind nur „harte“ Faktoren der Gestaltung: Wie groß muss die Schrift sein? Welche Kontraste sind nötig? In welcher Höhe muss Information angebracht sein?

CM: Es ist sozusagen auf den „Normalfall“ ausgerichtet?

EB: So ist es. Ansätze, die Barrieren abbauen sollen, sind im baulichen Bereich eher technisch formuliert und nicht kulturell oder inhaltlich. Die Darstellung des/der RollstuhlfahrerIn in der aktuellen Ö-Norm ist stigmatisierend. Die Person wirkt gefesselt, völlig unselbstständig und kann nicht aus eigenem Antrieb agieren. Die Frage der Gleichstellung lautet aber: Wie kann ich jemandem seine eigene Kraft und Kompetenz zurückgeben? Menschen mit Einschränkungen haben Qualitäten in anderen Bereichen, in denen sie uns vielleicht überlegen sind. So können etwa Blinde Geräusche viel differenzierter wahrnehmen und nutzen als Sehende. Eigentlich hat aber jeder eine Art von Einschränkung. Wir werden älter, sehen weniger gut, brauchen Brillen. So scheint es mir mittlerweile absurd, in der visuellen Gestaltung immer nur von Menschen ohne Einschränkung auszugehen. Auf diese grundsätzlichen Unterschiede haben wir geachtet, indem wir durch Verbesserungen mehrerer Details dieses Zeichen visuell aktiviert haben. Jetzt agiert die Person im Rollstuhl selbstständig und ist fair und gleichwertig dargestellt.

CM: Wie nehmen BetrachterInnen diesen Unterschied wahr?

EB: Es geht ums Mitdenken und darum, Vorurteile sichtbar zu machen und sie auszuhebeln. Unser Toolkit für die Flüchtenden ist ein System, das auf verschiedenen Ebenen kommuniziert. Es geht nicht nur darum, dass die NGOs ein gut funktionierendes Tool haben, um den Tagesablauf besser zu bewältigen, sondern auch um ein Signal an die Bevölkerung. Die medizinische Versorgung ist bei uns mit einem Halbmond und einem Kreuz



Handgezeichnete Piktogramme in der Caritas Ankerbrot Fabrik



Eingangsbereich einer Caritas Aufnahmestelle für Obdachlose

gekennzeichnet. Dieses kombinierte Zeichen wird in der arabischen Welt für die Erste Hilfe eingesetzt. Für uns ist es Ausdruck des Respekts, wenn das Kreuz und der Halbmond gleichwertig in ein Zeichen zusammengeführt sind. Wenn man als österreichische/r StaatsbürgerIn die Kombination dieser beiden religiös konnotierten Zeichen sieht, passiert etwas im Kopf. Es ist plötzlich ein Kontrast da, ein anderer kultureller Inhalt taucht in unserem Kontext auf. Es war uns wichtig, damit nicht nur die Flüchtenden zu erreichen, sondern auch in der Bevölkerung etwas auszulösen. Das schließt wieder den Kreis zur Designhaltung für den WU-Campus.

CM: Indem man das Symbol veröffentlicht, macht man auch das Phänomen sichtbar.

EB: Zeichen für RollstuhlfahrerInnen gibt es auch woanders, aber nicht in dieser speziell aktivierten Form.

CM: „Ästhetik und Ethik sind eins“, heißt es bei Wittgenstein. Wie siehst du das?

EB: Unser angestrebter Idealfall ist, die inhaltliche Aussage mit funktionaler Umsetzung und ästhetischem Anspruch zu kombinieren. Bei vielen Projekten, die ich kenne, liegt der Schwerpunkt nur auf dem funktionalen Aspekt. Oder es ist umgekehrt: Manche DesignerInnen sind so sehr in die Form verliebt, dass sie vergessen, sich in das Gegenüber hineinzusetzen. Das sieht dann zwar großartig aus, versagt aber funktional. In einer guten Designarbeit sollte sich das Beste aus beiden Zugängen finden. Im Zusammenhang mit den Projekten, die wir gerade besprechen, ist das durchaus ein herausforderndes Thema: Wie findet man für Menschen, die ums Überleben kämpfen – seien es Flüchtlinge oder Obdachlose – die richtige Sprache und Umsetzung?

Zur Caritas-Anlaufstelle am Hauptbahnhof kommen Menschen aus unseren nördlichen und südlichen Nachbarländern. Sie haben kein Dach über dem Kopf, sind krank, müde und erschöpft und kommen an einen Ort, an dem sie medizinisch versorgt werden, etwas essen können und eine Unterkunft vermittelt bekommen. Gemeinsam mit dem planenden Architekturbüro haben wir nach einer robusten Sprache gesucht, die zugleich eine gewisse Freundlichkeit und Offenheit ausstrahlt. Aufgrund der Hygiene muss vor Ort alles abwasch- und desinfizierbar sein. Daneben will man aber auch Wohnlichkeit schaffen und den Leuten signalisieren, dass hier Platz für sie ist. Unser wichtigster Antrieb war nicht, einen Designpreis zu gewinnen. Die Gestaltung ist deshalb bescheiden und eher dienend, auch wenn sie eine kräftige Sprache besitzt. Es gibt natürlich trotzdem einen ästhetischen Anspruch, aber das Wesentliche an der Gestaltung ist der Teil, der nicht formal gedacht ist, sich aber letztlich trotzdem über die Form vermittelt. In der Praxis ist das nicht immer so einfach, wie es klingt.

CM: Wenn man einmal das Vergnügen hat, sich auf einer österreichischen Polizeistation zu befinden, weiß man nicht genau, ob das Design schon Teil der Strafe ist.

EB: Hast du dir schon einmal den neuen Bundesadler angeschaut, den die Polizei verwendet? Es ist spannend, wie der Staat seine Zeichen inszeniert. Der österreichische Staatsadler auf Polizeiuniformen und -autos ist eher ein Hendl und passt besser in einen Comic, als dass er Sicherheit und Vertrauen repräsentiert. Die Polizei ist in den vergangenen Jahren sicher „nahbarer“ geworden. Ihr Imagewandel ist spürbar, deshalb ist es schade, dass es keine passende gestalterische Umsetzung gibt. Das liegt daran, dass Personen im öffentlichen Dienst, die solche Designleistungen vergeben, keine SpezialistInnen für Design sind. In diesem Fall sollten ExpertInnen aus unserem Feld die Aufgabe formulieren, und eine unabhängige Jury sollte das Ergebnis beurteilen. Es würde sich lohnen.



Taktiler Leitsystem,
WU Campus Vienna

CM: Zurück zur Biennale: Für „Orte für Menschen“ haben wir uns von Bernard Rudofsky inspirieren lassen. Ich habe gesehen, dass Victor Papanek einer deiner Inspiratoren ist. Es ist interessant, dass es zwischen Rudofsky und Papanek Ähnlichkeiten gibt. Was begeistert bzw. fasziniert dich am meisten an ihm?

EB: Es ist die politische Dimension, die er dem Design gab. Er war auf der einen Seite praktisch, was auch mir sehr liegt. Mit seinen Projekten für die „Dritte Welt“ gab er Menschen Tools in die Hand, um sie im Sinne der „Entwicklungszusammenarbeit“ selbständig handeln zu lassen und nicht einseitige „Entwicklungshilfe“ zu betreiben. Auf der anderen Seite schätze ich an Papanek seine zivilgesellschaftliche Rolle, die er selbst als Staatsbürger – besser noch als Weltenbürger – einbrachte. Er war ein Visionär, der bereits global dachte und lokal agierte. Sein Appell lautete: „Nimm die Zukunft der Gesellschaft selbst in die Hand und leiste deinen Beitrag.“ Für mich hängt das auch mit Ken Garlands Manifest „First Things First“ zusammen. Er hat gefordert, dass sich DesignerInnen nicht von der Produktions- und Konsumgesellschaft instrumentalisieren lassen, sondern selbstständig agierende, kritische, produktive ZivilbürgerInnen werden sollen. Das ist es, was ich von Victor Papanek genauso wie von Otto Neurath gelernt habe.

CM: Papanek und Rudofsky waren beide Außenseiter. Rudofsky hat kaum gebaut und war nirgendwo Mitglied, und auch Papanek war ein Querdenker. Neurath führt uns zum Informationsdesign, aber interessanterweise auch zur Siedlerbewegung und somit auch zu unserem Thema. Diese Kombination aus verschiedenen Talenten ist sehr interessant.

EB: Philosoph und Mitglied des Wiener Kreises, habilitierter Volkswirt und Museumsdirektor – Neurath hatte unterschiedliche Talente und Professionen. Insofern war er außergewöhnlich.

CM: Und fast vergleichbar mit Rudofsky, der angeblich 17 Berufe hatte.

EB: Das Spannende an Neurath ist, dass er in den 1920/30er-Jahren ein interdisziplinäres Team führte, das er zur Verwirklichung seiner Vision eigens zusammenstellte. Da waren StatistikerInnen, GrafikerInnen, VerlegerInnen, DruckerInnen, ArchitektInnen und SprachwissenschaftlerInnen dabei. Auch zur Politik pflegte er gute Kontakte. Teil seiner politischen Vision war die Antiklassengesellschaft, die er durch den demokratischen Zugang zu Wissen fördern und etablieren wollte. Das ist heute aktueller denn je.

CM: Es gibt den Begriff „Social Design“. Wir vertreten die These, dass Architektur per se eine soziale Komponente hat. Wie siehst du das?

EB: Der Begriff „Social Design“ ist sehr stark architektonisch geprägt. Man könnte ihn aber auch weiter fassen. Bei sozialen Prozessen geht es nicht nur um Stadtraum oder Raum an sich. Was mich interessiert, ist die Gestaltung sozialer Prozesse, um etwas zu ermöglichen, zu beschleunigen oder neu zu schaffen. Das aktuellere Stichwort für mich ist „Social Business“, weil ich denke, dass der Schlüssel zur Verbesserung in der Veränderung der Zusammenarbeit und in neuen Wirtschaftsstrukturen liegt. Gerade habe ich „Das Kapital im 21. Jahrhundert“ von Thomas Piketty gelesen – ein Buch, das ich vor zehn Jahren wohl nicht gelesen hätte. Jetzt interessiert mich der gesamtwirtschaftliche Zusammenhang, weil Wirtschaft jeden Lebensbereich, auch das Design, durchdringt. Man muss dort ansetzen, wo man Veränderung herbeiführen kann, und darf nicht der Ohnmacht erliegen, dass man nichts tun kann.

„Social Business“ ist eine alternative Organisationsstruktur, in der Verantwortung neu verteilt und Selbstständigkeit gefördert wird. Es geht um Verantwortung, Kollaboration und vernetztes Denken.

Statt „Social Design“ würde ich lieber „Social Business“ als Studium sehen, weil ich glaube, dass gerade daraus ein Momentum für neues Arbeiten und Leben entstehen würde. Und das muss nicht in erster Linie monetär ausgerichtet sein, hier zählen auch andere Werte.

CM: Die Caritas hat eine eigene Abteilung für „Social Business“.

EB: Ich finde es großartig, wie „magdas HOTEL“ oder „magdas KANTINE“ in der Ankerbrotfabrik funktionieren und Menschen aus prekären Verhältnissen wieder den Einstieg in den geregelten Lebensalltag schaffen, indem sie dort gemeinsam mit Profis arbeiten. Für die dortige Leitung ist es der größte Erfolg, wenn ihre MitarbeiterInnen von anderen Hotels oder Lokalen abgeworben werden, sie also ihre besten Leute verlieren, um wieder neue KlientInnen aufnehmen zu können. Auch wie die Businessidee im Open-Source-Gedanken verhandelt wird, ist visionär. Leute kommen ins „magdas“, um dessen Businessmodell zu studieren und es woanders zu implementieren. Hier wird „Open Source“ mit „Social Design“ und „Social Business“ verknüpft.

Im Rahmen der Vienna Biennale im Österreichischen Museum für angewandte Kunst haben wir auf Initiative von Christoph Thun-Hohenstein hin in einem interdisziplinären Team ein Manifest für die Zukunft der Arbeit entwickelt und gestaltet. Das ist ein Schlüsselthema für die Entwicklung unserer Gesellschaft. Es geht weniger darum, ob man sich in der Stadt wohler fühlt, wenn der öffentliche Raum anders gestaltet wird, sondern vielmehr darum, Prozesse und Wirkungsweisen im Zusammenleben neu zu definieren. Gerechtigkeit, Verteilung und internationale Wertschöpfungsketten sind Faktoren, die uns direkt betreffen und längst keine nationalen Fragestellungen mehr sind. In der Veränderung dieser Aspekte liegt für mich der Schwerpunkt von „Social Design“.

CM: Das sehe ich auch so. Es ist inspirierend, was in diesem Bereich ausprobiert wird, weil es auch eine gewisse Form von Selbstermächtigung darstellt.

EB: Wenn ein solches Projekt gut läuft, sieht es einfach aus. Ich habe große Hochachtung vor den Menschen, die sich für eine solche Sache engagieren und auch bei Rückschlägen nicht aufgeben. Denn die gibt es immer, wenn man etwas Neues wagt.

Über „First Aid Kit“

Analog zu einem Erste-Hilfe-Koffer enthält das „First Aid Kit“ eine essenzielle Auswahl von sprachunabhängigen Icons, die auf die spezifischen Bedürfnisse von Flüchtlingen abgestimmt und intuitiv verständlich sind. Dieses Zeichenset soll es ihnen erlauben, sich in Notunterkünften zurechtzufinden und dort möglichst selbstständig zu agieren. Ein Teil dieses Hilfspakets besteht aus einer Serie von Zeichen, die jeweils die häufigsten medizinischen Symptome darstellen, während ein weiterer Teil zentrale Elemente eines visuellen Orientierungssystems enthält, die durchgängig in Schwarz auf neongrünem Papier einfach ausgedruckt und vervielfältigt werden können. Das „First Aid Kit“ ist bereits in vielen Unterkünften weltweit im Einsatz und wird laufend weiterentwickelt. Sein Inhalt wird nach Creative-Commons-Prinzipien an Initiativen und Engagierte frei weitergegeben.

buerobauer.com/first-aid-download

Über Erwin K. Bauer

Mit seinem 1996 gegründeten und mehrfach ausgezeichneten Designstudio, das heute 16 MitarbeiterInnen aus unterschiedlichsten Disziplinen umfasst, hat sich der Grafikdesigner u. a. auf den Bereich der Signaletik und hier insbesondere auf „Inclusive Design“ spezialisiert. Zu den zahlreichen vorbildlichen Projekten des Teams zählt das Orientierungssystem für das Tageszentrum der Caritas am Wiener Hauptbahnhof, das dank seiner bewusst einfachen Gestaltung für Obdachlose aus unterschiedlichen Herkunftsländern und Sprachräumen verständlich ist. Während es Bauer bei sozial ausgerichteten Projekten wie dem „First Aid Kit“ stets auch um Praktikabilität geht, ist ihm darüber hinaus die Stärkung des Bewusstseins für die soziale Dimension von Design ein Anliegen. Dies spiegelt sich etwa in seiner Mitherausgeberschaft eines Buchs über Otto Neuraths Bildersprache, in der regen Workshop- und Vortragstätigkeit sowie in der Gründung der Initiative „include“ wider.

www.buerobauer.com